

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 10

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

ZU CARL J. BURCKHARDTS REDEN UND AUFZEICHNUNGEN¹

Von Maria Bindschedler

Manch ein Leben mag sich «in besinnungslos rascher Fahrt» über die sechzig Jahre erstreckt haben; aber selten gelangt ein solches Leben über sich selbst, über sein bloß Zeitliches und Privates hinaus. Selten findet der von Welt und Geschehnissen Bedrängte im Bereich des Geistigen einen Sinn des Daseins; und noch seltener vermag er diesen Sinn weiterzugeben im geformten Werk, in dem sich das Gehetzte und Besinnungslose des Lebensablaufs verwandelt hat in Umsicht, Ruhe und Souveränität. Carl J. Burckhardt gehört zu den wenigen, denen es vergönnt ist, ein im vollen Sinne des Wortes bewegtes Leben rückblickend aus jener höheren Ruhe zu betrachten. Der Band «Reden und Aufzeichnungen» zeugt von diesem Rückblick auf den erlebten Zeitraum — die Zeit der zwei Weltkriege —, auf die Beziehung zu Menschen und Mächten, die im gleichen Zeitraum wirkten, und auf die umfassendere Beziehung auch zu jenen vergangenen Gestalten, die sich der Geist als wesentliche zu vergegenwärtigen weiß.

Gedanken über Goethes Idee der Gerechtigkeit leiten Burckhardts Reden und Aufzeichnungen ein. Gedanken, die nicht von ungefähr in den Raum der Abstraktion hinausgeredet wurden, sondern die allmählich aus dem Umgang mit Goethes Werk und mit Menschen, denen dies Werk bedeutsam war, «erwachsen» sind. Es ist das Konkrete, das der im politischen Bereiche Tätige auch in der literarischen Sphäre bevorzugt. Nichts über Goethe Dahingeredetes enthält die Rede, die 1950 in Hamburg die Hörer ergriffen hat, sondern Wort für Wort schafft sie einen Wesensbezug vom heute lebenden Menschen zu Goethe: vom Sprechenden zu Goethe, von den Zuhörern zu Goethe, oft aber auch vom Sprechenden über einen nicht anwesenden Mitmenschen zu Goethe. Denn seiner Fähigkeit, hinzuhorchen auf wesentliche Regungen des Mitmenschen, verdankt Burckhardt zu einem guten Teil die Gabe, Gedanken konkret, dichterisch, darzustellen. Wenn er berichtet, wie ein junger Freund, ein eben aus dem Kriege Zurückgekehrter, von Goethe sagt: «Es ist etwas in ihm — ich vermag es mir noch nicht ganz aufzuschließen —, was alles sinnvoll macht und auf weite Sicht alles gerecht und sicher», so ist hiermit das Thema der «Gerechtigkeit» angerührt, ohne daß dies abstrakte Wort zuerst in einen luftleeren Raum zu stehen käme.

Hören-, Vernehmen- und das Wesentliche Auswählenkönnen, Wissen, was weitergeleitet, was verschwiegen werden soll, ist Kennzeichen einer diplomatischen Begabung, aber zugleich Kennzeichen des Geistes überhaupt, insofern er vernehmend und wählerisch in einem zu sein hat. «Es ist der Sinn, den er plötzlich erkennt, der ihm aus den Dingen und dem Geschehen entgegenleuchtet»: so spricht der junge Heimkehrer von Goethe. Das Wort strahlt auf den zurück, der

¹ Manesse Verlag, Zürich 1952.

es als Wesentlichstes vernahm. So ist es der Sinn des je besondern Daseins, den Burckhardt in seinen niemals weitschweifigen Erinnerungen an befreundete Menschen aufleuchten läßt. Dies vermag nur, wer für das besondere Schicksal des Mitmenschen ein Organ besitzt, das die Grenzen der eigenen Persönlichkeit bisweilen zu überwinden vermag. «Wenn ein Mensch dahin ist, nimmt er ein Geheimnis mit sich: wie es ihm, gerade ihm — im geistigen Sinn zu leben möglich gewesen sei.» Das Wort, das Hofmannsthal im «Buch der Freunde» aufgezeichnet hat, ist uns beim Lesen jener Bilder gegenwärtig, die Burckhardt von den jungverstorbenen Freunden, aber auch von Hofmannsthal selbst gezeichnet hat. Es scheint uns, wenn irgend etwas vom «Geheimnis» eines Lebens dennoch deutbar sei, so habe Burckhardt in einigen wenigen Sätzen das Mögliche geleistet. Das gelingt keinem Biographen, dies vermag nur der Dichter oder der Liebende.

Dichtung des Gewesenen sind Burckhardts Aufzeichnungen und zugleich wesentliche Wahrheit. Nach unserm heutigen Sprachgebrauch nämlich vergessen wir allzuleicht, daß zwischen Dichtung und «Erfindung» eine Grenzlinie verläuft, die derjenigen zwischen begnadetem Künstlertum und talentloser Geschwätzigkeit keineswegs entspricht. Es gibt ein Dichterisches, das sich mehr in der Kunst der Darstellung äußert oder in der Fähigkeit, aus einem überlieferten Stoff den Sinn herauszuarbeiten, als im «Erfinden wilder Mären». Bei allen großen Stilisten unter den Historikern ist diese Art des Dichterischen mächtig gewesen. Um der «Unmittelbarkeit einer jeden Epoche vor Gott» gewahr zu werden und sie darstellen zu können, bedarf es in hohem Maße der gleichen Betroffenheit vom Schicksal eines andern, Fremden, wie sie Burckhardt beim Anblick fremden und zugleich befreundeten Lebens — oder auch vor größeren geschichtlichen Zusammenhängen erfuhr².

Der Band «Reden und Aufzeichnungen» ist Max Rychner gewidmet, dem Freunde, dessen eigene Arbeiten, bei aller Verschiedenheit des Ausgangspunktes, ein Verwandtes mit denen Burckhardts besitzen. Vielleicht ist es die gemeinsame Nähe zum Werk des älteren Goethe, welche das Werk der Freunde unter sich verbindet und die sich im Sinn für Reife, Maß und ausgewogenen Stil äußert. Die Spannweite zwischen dem geliebten Schweizerischen und der großen Welt zeichnet beide aus; ebenso jenes Verständnis, das gleicherweise einfache, herzliche Formen und höfische Verbindlichkeiten gelten läßt (ich denke etwa an Rychners Aufsatz zur Neuausgabe von Goethes Briefen, da sich demträumerischen Leser das Band zwischen dem alten Zürich und Weimar gelegentlich in ein neues zwischen Zürich und Versailles verwandelt, die Gedanken aber auch bisweilen nach Bonn oder nach Göttingen schweifen). «Glanzvoll sichere Prägung lateinischer Art über einer klaren, lauteren Gemütstiefe» — dies Wort Burckhardts aus einer Charakteristik Hofmannsthals, ist es nicht geeignet, die Verbindung von romanischem und deutschem Geist in den besten Werken Burckhardts sowohl wie Rychners zu kennzeichnen? So ist denn dieses Buch ein Dokument der Freundschaft, der Freundschaft mit den Toten wie mit den Lebenden. Ein Verbindung stiftendes Buch auch zwischen vergangener und gegenwärtiger Lebensform, zwischen Nahem und Fernem, wie etwa der Aufsatz über Basel beweist, der mit einer Beschreibung des königlichen Versailles anhebt. Und fehlt auch der kritische Ton nicht, so wird auch er durch den verbindenden Willen zum Großen, zum Reinen und Rechten getragen. So decken sich Burckhardts im Namen Nietzsches begonnenen, wenig freundlichen Erwägungen über den «Bildungsphilister» mit Goethes Schrecken vor dem falsch an-

² Vgl. neuerdings «Sullys Plan einer Europaordnung», Hamburg 1952.

gebrachten «pestalozzischen Wesen», von dem uns Rychner in seiner wertvollen Einleitung zum West-östlichen Divan berichtet.

Der offene Sinn für lateinisch-romanische und gleicherweise für deutsche Geistigkeit, wie er Burckhardts gesamtes Schaffen auszeichnet, bestimmt im besondern den Gehalt und Ton seiner Goethe-Rede, von der hier am ausführlichsten gesprochen werden soll, da sie doch wohl einen Hauptexponenten von Burckhardts literarischer Wirkung darstellt. Bezauberung durch einen Vers der Aeneis und Ergriffensein von schillerschem Pathos weiten den Rahmen dieser Rede aus zu einem imperialen Raum des Geistes und der Seele. Da handelt es sich denn nicht — wie gemeint worden ist — um ein Prunkenmüssen mit Kenntnissen «entlegener Werke dichterischen, historischen und philosophischen Inhalts», sondern um eine Zusammenschau des nur zufällig Getrennten, um die Gabe, jene «Gipfel der Zeit», von denen Hölderlin spricht, in einen einzigen Horizont zu rücken. Wo wahre Bildung herrscht, braucht sie im richtigen Augenblick den richtigen Namen nicht zu verbergen; denn allein der Geist vermag Getrenntes zu vereinigen, Vernichtetes wiederherzustellen:

«Des Menschen Geist, dem nichts verloren geht,
Was er von Wert mit Sicherheit besessen.»

Die «Gedanken über Goethes Idee der Gerechtigkeit» waren ursprünglich auf französisch geschrieben (sie erschienen im Goethe-Band der UNESCO), und zuerst in dieser Fassung fanden sie eine über-nationale Zustimmung. So hat noch Benedetto Croce in Burckhardts Goethe-Rede eine «quinta essentia» gesehen. — Aber wie hätte es anders sein können, als daß auch der edle Stoff dieser Rede, gleich allem *Golde*, seinen Widerschein erzeugte, den gelben Neid? Schiller und Goethe haben uns ein würdigeres Mittel in die Hand gegeben, uns «gegen die Vorzüge eines Größeren zu wehren».

ZU GONZAGUE DE REYNOLDS «LA FORMATION DE L'EUROPE»¹

I.

Beginnen wir erst dann den Wert unseres Besitzes zu ermessen, wenn wir vor der Gefahr stehen, seiner verlustig zu gehen? Noch nie ist Europa der Gegenstand so ernsthafter Betrachtungen geworden wie in unserer Zeit, die die Möglichkeit seines Untergangs als Frage offenläßt.

Wollen wir uns die Frage nach der Zukunft Europas stellen, so ist eine Voraussetzung Grundbedingung: die Definition von Europas Kultur und deren historischer Struktur. Es ist dies ein Vorgehen, das Gonzague de Reynold in seinem umfassenden Werke über *La Formation de l'Europe* gewählt hat, um uns zu erklären, was Europa ist, was es bedeutet.

Bereits in früheren Veröffentlichungen hat unser Freiburger Geschichtsphilosoph stets das eine Ziel erstrebt: die modernen Ereignisse im Rahmen der Weltgeschichte zu erkennen. So ist es nur folgerichtig, daß er zur Schöpfung eines Werkes gelangte, das eine universale Schau über den Gang der Geschichte geben will.

Viel weniger als eine Geschichte Europas will er uns deshalb eine Philosophie der europäischen Geschichte geben, eine Analyse ihres Werdens und

¹ Paris, Luf-Plon.

eine Synthese ihres Gewordenseins. Wie zwei Spiegel werden Vergangenheit und Gegenwart in ihrer gegenseitigen Beleuchtung gekennzeichnet.

Gemäß den einzelnen Komponenten, die das Entstehen Europas bewirkten, zerfällt das Werk in sieben Bände mit folgenden Untertiteln:

I. *Qu'est-ce que l'Europe?* (1941).

II. *Le Monde grec et sa pensée* (1942).

III. *L'Hellénisme et le génie européen* (1943).

IV. *L'Empire romain* (1945).

V. *Le Monde barbare et sa fusion avec le Monde antique*.

Der letztere zerfällt in zwei Halbbände: I. *Les Celtes* (1949), II. *Les Germains*, der in Erscheinung begriffen ist.

VI. *Le Monde russe* (1950).

VII. *Le moyen âge*, ist noch in Vorbereitung.

In einer klaren Reihenfolge werden im ersten Band die Fragen der geographischen, mythologischen und etymologischen Voraussetzungen beantwortet. Das Gebäude unserer Kultur wird in den Raum gestellt, welcher zur geographischen Bezeichnung, zum Begriff «Europa» geworden ist, derjenige Teil der Erde, welcher sich von den andern durch seine Gliederung, durch seinen maritimen Charakter auszeichnet. Es ist dies kein Zufall. Stets waren es die Wasserläufe, die die Ausbreitung einer Kultur, welche das Entstehen einer Geschichte begünstigten. Geschichte bedeutet für unsren Verfasser der Bereich der kausalen Verknüpfungen, welche von Anfang bis zu Ende das Schicksal der Menschheit zu einer Einheit zusammenschließt. *Die Geschichte beginnt mit der Erscheinung des Menschen, da schon das menschliche Leben der Gegenstand der Geschichte ist. Diese allgemeine Wahrheit erfordert jedoch eine genauere Umgrenzung. Damit es in Wirklichkeit Geschichte gibt im Sinne, wie wir sie heute verstehen, so muß erstens die soziale Gruppe erscheinen, zweitens müssen wir genügend Nachweise für deren Organisation — für deren Lebensform besitzen, drittens müssen wir dieselbe bereits in den Bereich unserer Erfahrung einbeziehen können*, lesen wir auf Seite 247 des ersten Bandes, in dem Gonzaque de Reynold einige Tendenzen der europäischen Geschichte bis in die Vorgeschichte zurückzuverfolgen sucht.

Es ist jedoch erst die griechische Kultur, welche der europäischen ihre grundlegende Form verleihen wird. Wie die Griechen im Laufe ihrer historischen Entwicklung die Wertbegriffe vorbereiten, die einst die unsrigen sein werden, wird in einer gründlichen Analyse untersucht. Nur ein Beispiel möchte ich herausgreifen: den Begriff der moralischen Tapferkeit, der Ehre. Der Ritter des Mittelalters, der Humanist der Renaissance, der vollendete Höfling des Barocks, der «Honnête homme» des französischen 17. Jahrhunderts, der Gentleman des alten England, sie alle haben ihren Vorläufer im feudalen Krieger Griechenlands des 6. Jahrhunderts. Seine «arete» — sein Sinn für Heroismus ist im Laufe der Jahrhunderte dank der griechischen Philosophie zu einem moralischen Begriff geworden, zu demjenigen einer geistigen Tugend der Selbstbeherrschung, des «Stoizismus» und auch der Askese.

Die Tradition der griechischen Kultur ist immer nur das Erbgut einer geistigen Elite gewesen, während das Erbe des römischen Reiches die Wurzel unserer Lebensbedingungen berührt. In politischem Sinne hat es uns den irdisch bedingten Rahmen für eine universale Weltanschauung gegeben, in juristischem Sinne den Begriff einer Weltordnung. Nicht allein in seinem Aufbau, dessen einzelne Stufen auseinandergehalten werden, hat es eine

schöpferische Kraft bewiesen. Sammelpunkt der antiken Lebensströmungen, der ägyptischen, babylonischen, persischen Kulturen und Universalreiche, welche bereits Alexander der Große zu einer politischen Einheit zusammenfaßte, wird es in seinem Zerfall zum Ausgangspunkt neuer Staatengründungen, die bis in die modernste Zeit immer wieder Anspruch auf Universalität erheben.

Zweier Elemente bedurfte es jedoch, um Europa in Verbindung mit dem römischen Recht die moderne Rechtsgrundlage zu geben: des germanischen Rechtes und der Gebräuche des feudalen Mittelalters. Die Verschmelzung der römischen Zivilisation mit der barbarischen Welt, den Kelten und Germanen, welche eine Verjüngung des Blutes der alten Kulturnationen zur Folge hatte, führte unter dem Einfluß des Christentums zur mittelalterlichen Kultur.

Eine nähere Ausführung der barbarischen Welt möchte ich jedoch unterlassen, ebenso mich vor Schlußfolgerungen hüten, solange Gonzaque de Reynold sich die Veröffentlichung des zweiten Teiles des fünften Bandes und des letzten Bandes über die mittelalterliche Kultur vorbehält, welcher die Synthese seines Werkes enthalten soll.

II.

Nur einzelne Gedanken will ich hervorheben, auf deren Ausarbeitung sein Werk hinzielt und die er bereits im ersten Bande andeutet, in dem wir lesen (Seite 36): *Europäische Kultur ist gleichbedeutend mit christlicher Kultur...* Weder die antike Welt, welche durch eine innere Dekadenz dem Niedergang geweiht war, noch die noch unzivilisierten Barbaren hätten eine neue Daseinsform schaffen können, *da aus einer Dekadenz und dem Zustande der Barbarei nur eine Regression entstanden wäre* (Band I, Seite 36).

Wenn wir schon die christliche Religiosität als das Ferment der neuen europäischen Kultur betrachten, können wir zur folgenden Frage übergehen: Welches sind die Momente, die den Kultivierten vom «Barbaren», vom Nicht-zivilisierten unterscheiden? *Die Kultur ist die totale Summe von Erinnerungswerten, Erinnerungswerten des Berufes, der Familie, der Nation, der Erfahrung, Erinnerungswert der Geschichte und des Landes, Erinnerungswert der menschlichen Gattung, Erinnerungswert der Toten, Erinnerungswert Gottes* (Band I, Seite 31). Die Erinnerungswerte verpflichten uns zu einer bestimmten Lebenshaltung. Diejenigen dagegen, welche nicht durch sie gebunden sind, die «Barbaren», die Unzivilisierten, werden das Opfer ihrer Triebe und Instinkte sein. Kultur ist eine Summe von Erinnerungswerten, die nicht starr gebunden sind, sondern die immer wieder neue Formen erzeugen. Kultur ist eine Stileinheit des Lebens und des Denkens, und da dieselbe von einer bestimmten Absicht geleitet wird, so ist sie Ausfluß des menschlichen Willens und der menschlichen Intelligenz und nicht einer irdischen Fatalität. Kultur ist das Werk der Geschichte und die Geschichte das Werk einzelner Menschen. *Sie sind die Ausgangspunkte von Kraftlinien, welchen sie eine bestimmte Richtung verleihen. Sie sind die Schöpfer der Ereignisse und die entscheidenden Mächte der Umstände* (Band I, Seite 38). Erst dann, wenn die Entscheidung über die Ereignisse den Mittelmäßigen und Schwächeren anheimfällt, die Massen deshalb in Bewegung geraten, scheint die Geschichte einem fatalen Schicksal unterworfen zu sein.

Diesen Gedankengängen liegt eine moralische Kraft zugrunde, die unser Verfasser der Geschichte zu entnehmen sucht: eine Forderung nach Schicksalsmeisterung.

III.

Jeder Aufruf an die Vergangenheit ist nur ein leidenschaftlicher Aufruf an die Zukunft (Band I, Seite 32). Mit diesen Worten versucht unser Verfasser eine Absicht zum Ausdruck zu bringen, die sich noch deutlicher in folgendem Satze ausspricht, den wir im Vorwort des sechsten Bandes lesen: *Ich möchte, daß man in diesen Seiten nicht allein das Werk eines Gelehrten erkenne, sondern eines Europäers, dessen Anstrengungen darauf hinzielten, seiner Besorgnis Ausdruck zu geben unter Anwendung einer wissenschaftlichen Methode.* Um das Wesen der europäischen Kultur zu erfassen, war es nicht eine Notwendigkeit, der russischen Welt, ihrem Antipoden, eine Beschreibung zu widmen, um ihren Gegensatz zu Europa in ihrer andersartigen historischen Entwicklung zu begründen?

Das Buch zeichnet sich durch die Klarheit seiner Linienführung aus, in der in fünf gesonderten Abschnitten 1. Bases naturelles et origines humaines, 2. L'Histoire, 3. La Russie et son Eglise, 4. La Révolution, 5. Conclusions et prévisions, die russische Staatenbildung und ihre geistige Struktur geschildert werden; denn jedes politische Ereignis hat seine abstrakte Wirklichkeit und seine geistigen Auswirkungen. Dieselben zu erkennen und zu deuten, darin besteht die Meisterschaft unseres Verfassers. — Vier verschiedene Staatengründungen hält er auseinander, von denen jede folgende die vorangehende zerstört hat: Kiew, die Gründung der normannischen Waräger — die einzige, welche wirklich europäischen Charakter hatte, ist vor dem Einbruch der Mongolen von seiner moskauischen Kolonie zerstört worden; das Rußland Moskaus vom Rußland St. Petersburgs und das Rußland St. Petersburgs in der modernen Revolution vom Rußland der Sowjets, welche im Anschluß an die Dynastie von Iwan dem Großen und Iwan dem Schrecklichen ihre Residenz wiederum nach Moskau verlegt haben. Ein fünftes Rußland liegt deshalb nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeiten.

In diesen schroffen Abbrüchen der politischen Geschichte versucht Gonzague de Reynold eine Konstante zu verfolgen, eine Idee, die sich mit immer größerer Gewalt ankündigt: es ist dies der Imperialismus als doppeltes Erbe der Tataren und des oströmischen Reiches von Byzanz. Hat nicht nach dem Fall von Konstantinopel ein orthodoxer Mönch verkündigt, daß Moskau das dritte Rom sein werde und daß es kein viertes mehr geben werde? Sollte diese Prophezeiung ein Aufruf sein zu einer apostolischen Mission? Das 19. Jahrhundert hat ihr die Verklärung eines romantischen Panslawismus verliehen. Mit dem Glauben an die Weltmission haben die Sowjets ihre Idee des Kommunismus eingekleidet.

Noch nie ist die Welt einem so gewaltigen, so unheimlichen Schauspiel gegenübergestanden wie demjenigen des vierten Rußland; noch nie hat sich Europa vor einer so drohenden Gefahr befunden wie in diesen Jahren.

Dieser drohenden Gefahr versucht Gonzague de Reynold eine geistige Kraft entgegenzustellen: die Vernunft als Beherrscherin der Ereignisse. Er will uns nicht allein über das Wissen hinaus zur Erkenntnis führen des «Schicksals» der Menschheit — der «Tyche» —, wie einst der Stoiker Polybios sagte, der es zum erstenmal wagte, eine universale Geschichte zu schreiben. Seine hervorragende Leistung zielt dahin, die Erinnerungswerte der Vergangenheit als Synthese zu vermitteln für eine neue Lebensgrundlage der Zukunft. Diese Synthese nennt er Europa und europäische Kultur.

Heidi Marie-Louise Vollenweider

ZU W. BOEHLICHS BERICHT ÜBER «WINCKELMANN'S
SUDELBUCH IN MONTPELLIER»

*schreibt uns Prof. Walther Rehm, Herausgeber der im Erscheinen begriffenen
historisch-kritischen Ausgabe der Briefe Winckelmanns:*

Am Ende seines Aufsatzes «Winckelmanns Sudelbuch in Montpellier» (Neue Schweizer Rundschau, Januar 1953, S. 546 f.) hat Walter Boehlich unter dem Titel «Von heiligen Alterthümern» einige Stellen mitgeteilt, in denen er den «ersten deutschen Entwurf zu den *Monumenti Antichi Inediti*» erkennen zu können glaubt. Diese Auffassung läßt sich nicht halten. Die abgedruckten Abschnitte gehören, wie eine Durcharbeitung des mir seit Dezember 1951 in photographischen Aufnahmen vorliegenden Manuskriptes Nr. 356 der Bibliothèque de la Faculté de Médecine ergeben hat, zu einer größeren Abhandlung «Anmerkungen aus dem Stossischen Museo» (S. 167—172; 154 der Handschrift), die Winckelmann, im Anschluß an einen ersten, für Chr. L. von Hagedorn niedergeschriebenen Bericht vom Januar 1759 entworfen, aber nicht zu Ende geführt hat. Wie jener noch 1759 gedruckte Bericht, sind auch diese «Anmerkungen» — das zeigt schon der Titel — Vor- oder Nebenarbeiten zu der «Description des Pierres gravées du feu Baron de Stosch», die Winckelmann im Winter 1758/59 in Florenz in Angriff genommen und bis 1760 in fortgesetzter Arbeit beendet hat. Er hat sie teilweise deutsch niedergeschrieben und mit Hilfe einiger Bekannter dann ins Französische übertragen. Sämtliche Abschnitte dieser «Anmerkungen», auch die von Boehlich veröffentlichten, lassen sich genau, einschließlich der jeweils zugefügten Stellenbelege aus antiken Autoren, in der «Description» wiederfinden. Den S. 548 f. abgedruckten Abschnitten entsprechen die Darlegungen in Description S. 38 f., Nr. 42; S. 53, Nr. 135; S. 39, Nr. 48.

Insofern es die innere Einheit auch eines wissenschaftlichen Lebenswerkes gibt, ist natürlich auch die «Description» von 1760 mit ihren deutschen Vorentwürfen und ihrer systematischen Materialeinteilung eine Vorarbeit zu den «Monumenti» von 1767; aber auch nicht mehr. Am Schluß seines Aufsatzes meint Boehlich, im Hinblick auf jenen vermeintlichen ersten deutschen Entwurf, man sehe nun, daß die «Monumenti» nicht besonderen römischen Umständen zu verdanken seien, sondern zu einer Zeit, als die Kunstgeschichte selbst noch im Puppenstadium war, gleich als eine Art systematischer, ikonographischer Ergänzung zu dem historischen Werk entworfen worden seien — «das hat man bisher nicht gewußt». Man hat dies längst gewußt. Bereits Justi hat in seiner Darstellung (II⁴, 557 f.) die einzelnen Stationen aufgezeigt; es sind nur teilweise ausgeführte Pläne zu lateinisch, italienisch und deutsch verfaßten Abhandlungen und Dissertationen. In ihnen hat man die unmittelbaren Vorläufer der «Monumenti» zu sehen.

Sudelbuch — dieser von Lichtenberg übernommene und für seine Notate wohl auch zutreffende Titel ist geeignet, von den Heften Winckelmanns, sowohl denen in Montpellier als auch denen in Paris, falsche Vorstellungen zu erwecken. Lediglich einige Partien der in Hamburg liegenden Hefte sind «Sudel-Bücher». Alle andern Notate- und Exzerptensammlungen Winckelmanns sind mit großer Sorgfalt und Sauberkeit angelegt. Noch dies: aus einigen wenigen Exzerpten aus den ersten Szenen des Julius Cäsar, die sich übrigens mit andern, im Montpellier-Heft exzerpierten als Reinschrift im Pariser Nachlaß vol. 66. S. 31 wiederfinden, kann kaum auf eine Hinwendung

Winckelmanns zu Shakespeare geschlossen werden. Offensichtlich ist sein Interesse, soweit es exzerpierend war, über die ersten Szenen des ersten Akts nicht hinausgekommen. Zudem läßt sich Shakespeares Name oder irgend eine Anspielung, so weit zu sehen, in den Briefen und Werken Winckelmanns nicht nachweisen.

Ein Privileg auf Benutzung von Winckelmann-Handschriften habe ich nicht anzumelden. Immerhin gehe ich kaum fehl in der Annahme, daß W. Boehlich in erster Linie durch das Vorwort zum ersten, im April 1952 erschienenen Band der von mir edierten Briefe Winckelmanns auf jene Handschriften in Montpellier aufmerksam gemacht wurde; Justi verweist nur in einer kleinen Anmerkung auf sie; sonst sind sie in der ganzen Literatur zu Winckelmann nicht mehr erwähnt worden. In diesem Vorwort hatte ich gesagt, daß es mir, infolge der Kriegs- und Nachkriegszeit, leider noch nicht möglich gewesen sei, die beiden Hefte in Montpellier einzusehen und zu verwerten. Das ist inzwischen geschehen und wird den weiteren Bänden der Briefausgabe zugute kommen. Ich hätte es dankbar empfunden, wenn sich der Verfasser des Aufsatzes, bei dieser Sachlage, mit mir in Verbindung gesetzt hätte. Im umgekehrten Fall wäre dies von meiner Seite unverzüglich geschehen.

Walther Rehm

Erwiderung von Walter Boehlich

1. Rehm geht fehl. Jeder Leser von Justis *Winckelmann* war über die Hs. in Montpellier unterrichtet. Sie wird keineswegs nur in einer kleinen Anmerkung erwähnt, und es bedurfte nicht Rehms Edition, von deren Mangelhaftigkeit an anderer Stelle die Rede sein wird, um auf sie aufmerksam zu werden. — Rehm hatte während eines Zeitraumes von 15 Jahren keine Notiz von dieser Hs. genommen. Warum sollte ich mich — vor Abfassung eines Essays — mit ihm in Verbindung setzen, zumal ich in Montpellier unterrichtet worden war, daß Rehm nur Aufnahmen der ebenfalls dort befindlichen Hs. 433 habe anfertigen lassen?

2. Sich einem Schriftsteller zuwenden, wie ich sagte, kommt keineswegs einer «Hinwendung» gleich. W.s Interesse für Shakespeare scheint mir durch Rehms Einwand keineswegs entkräftet.

3. Sudelbuch ist bekanntlich eine Uebersetzung des englischen *waste-book*; diese Bezeichnung kann also nur bei Illiteraten, für die ich nicht geschrieben habe, falsche Vorstellungen erwecken. Es liegt nichts Herabsetzendes in ihr.

4. Rehms Einwände gegen die Deutung des Entwurfes «Von heiligen Alterthümern» sind verständlich, aber nicht stichhaltig. Er neigt dazu, W. zu verbessern, auch wo fraglos W. im Recht ist. Ich werde das zeigen. So ist es auch in diesem Falle. Daß diese Exzerpte unter der Beschäftigung mit der Sammlung des Baron von Stosch — und in Zusammenhang mit dem Sendschreiben an Hagedorn — entstanden sind, hatte ich ja wohl gesagt. Als was W. sie aufgefaßt hat, ist zum Glück sonnenklar; es steht in der Ueberschrift des Heftes: *Zusätze zu dem Versuche von der Geschichte der Kunst*. Kann man es deutlicher sagen? Kein Wort davon, daß es sich um Vor- oder Nebenarbeiten (einzelmlicher Unterschied übrigens) zur *Description...* handelt. Daß die genannten Beispiele auch in ihr vorkommen, kann keinen Beobachter der W.schen Arbeitsweise verblüffen. — Ich halte also an meiner Theorie fest.

5. Bei Justi ist keine Rede davon, daß die Idee der *Monumenti* so alt und der Kunstgeschichte so eng verschwistert ist. Das hat man eben nicht «längst gewußt». In dem von ihm angeführten Kapitel hätte Rehm auch finden können, was ich mit «römischen Umständen» meinte. — Er selbst hat den Beginn der Arbeit an den *Monumenti* auf 1761 datiert. *Hinc illae lacrimae.*

Walter Boehlich

IN ITALIENISCHEN ZEITSCHRIFTEN BLÄTTERND

Italienische Wirtschafts- Es darf gewiß nicht behauptet werden, daß die **politik und «Keynesismus»** italienische Wirtschaftspolitik sich dem Universalheilmittel, das von dem amerikanischen Wirtschaftler Keynes angegeben wurde und seit einer halben Generation ein Schisma im nationalökonomischen Denken hervorgerufen hat, verschreiben wollte oder konnte. Aber es ist klar, daß jene Medizin, trotz allen mit ihr verbundenen Gefahren — oder sollte man sie etwa richtiger als ein durch allerlei sirenenhafte Slogans gestütztes Palliativ bezeichnen? — ihre Verlockungen auch in Italien ausübt, will heißen, daß man auch in diesem Land nach wirtschaftlichem Vollbetrieb lechzt, der beständige Deckungen für eine ständig übersteigerte Nachfrage bereitstellt. Auf diese Weise stünde zu hoffen, daß das schleichende Elend der Arbeitslosigkeit verschwände und allgemeiner Wohlstand auftrate. Ein solches vermeintliches *Perpetuum mobile* setzt natürlich, damit es nicht steckenbleibt, eine ständige Kontrolle voraus und führt zwangsweise zum Totalitarismus, also zur Diktatur, ob man will oder nicht, von der drohenden Inflation und Verschwendungssehnsucht zu schweigen. Jeder Staatstotalitarismus hat ja ohnehin schon eine unvermeidliche Aufblähung der Bürokratie im Gefolge, also eine ständig zunehmende Belastung des Volkskörpers durch unproduktive Administration und infolgedessen auch eine sachte sich steigernde Lähmung aller privaten und individuellen Initiative. Das jüngste warnende Beispiel einer derartigen Fehlentwicklung bietet ja Ostdeutschland!

Wenn nun die Wochenschrift *«Il Mondo»* (V, 2) sich veranlaßt sieht, einen ausgezeichneten Artikel von Wilhelm Roepke über Inflation und Keynesismus zu veröffentlichen, so fühlt sie, die, ohne im geringsten am Kommunismus Gefallen zu finden, eine gescheite Opposition am offiziellen Kurs zu üben pflegt, dazu besondere Veranlassung, zweifellos in der Art, wie in Italien heute die Wirtschaft gesteuert wird. Roepke, der sich ohnehin sehr zurückhaltend ausdrückt, übt in seinem Aufsatz, dem der Titel *«Wahrheit und Irrtum»* gegeben worden ist, wiewohl möglicherweise *«Mehr Irrtum als Wahrheit»* gemeint war, keinerlei Kritik an italienischen Zuständen, sondern eben nur am Keynesismus im oben angedeuteten Sinn. Der unter diesem Namen gesammelte revolutionäre und gänzlich intransigente Flügel der Nationalökonomie liebt es, sich, wie Roepke schreibt, mit der *«volonté générale»* zu identifizieren und deren ganz endgültigen Sinn auszuposaunen. Die nüchternen Bédienungen des Mechanismus der Preisbildung sei einer Art Ingenieurtechnik mit mathematischen Gleichungen gewichen, und eine ganze Generation von Politikern sei zur Ueberzeugung gekommen, daß Ersparnisse bestenfalls unnötig und schlimmstenfalls schädlich seien. Darum müsse die Nachfrage immer gesteigert und niemals gemindert werden. Kurzum, vor allem sei die Deflation zu fürchten.

Was aber schmeckt in der italienischen Wirtschaftspolitik nach Keynes oder zumindest nach Totalitarismus, was nicht? Vorweg ist zu sagen, daß die

Valutapolitik alles tut, um die Lira zu halten. Es ist ihr sogar beinahe gelungen, die Lira zu etwas wie einer «harten» Währung zu machen, trotz dem zunderhaft weichen und zerfetzten Zustand des umlaufenden Papiergelei des. Andererseits ist die staatliche Kontrollierung des gesamten Wirtschaftslebens so weit getrieben, daß sich die Verwaltung nur dem Namen nach und durch eine gewisse Verschleierung von einem sozialistischen oder labouristischen System unterscheidet, wenn es auch — zum Glück, möchte man sagen — noch nicht zu eigentlicher und ganz zentralisierter Planwirtschaft gekommen ist. Da gibt es zunächst die Monopole, die ja sehr abgestuft sind zwischen ganz offenen und ganz versteckten Monopolen. Zu den offenen und halb-offenen gehören Tabak, Zündhölzer, Salz, Bananen, Zucker, Alkohol. Aber diese enorm teuren Dinge sind es längst nicht allein, welche durch staatliche Bewirtschaftung das Budget des italienischen Verbrauchers ganz unverhältnismäßig belasten. Die hohen Steuern auf Tee und Kaffee laufen auch auf eine Monopolisierung hinaus. Preise und Leistungen der Staatsbahn könnten ganz anders sein, wenn nicht ein Millionenheer von Privilegierten samt deren Verwandtschaft Ermäßigung oder Freifahrt genössen: das bedeutet eine riesige Belastung des Steuerzahlers und eine kuriose Art des Sozialisierens. Ganz unlängst sind auch in Italien gewonnenes Erdöl und Erdgas sozialisiert und monopolisiert worden, indem man eine Staatsgesellschaft für deren Bewirtschaftung ins Leben rief (Ente Nazionale Idro-Carbur). Das dazu erforderliche Gesetz wurde genehmigt, obwohl Senator Don Sturzo, der ja die christlich-demokratische Urpartei einst gegründet hat, einen Minderheitsbericht über das ständige Anwachsen völlig unkontrollierter Staatsgesellschaften einbrachte, in welchem darauf hingewiesen wurde, wie schädlich solche Gründungen seien und wie leicht sie zu Korruption führen könnten. Don Sturzo warnte vor der «Entomanie», während Senator Jannaccone, berühmter Nationalökonom, die genannte ENI als eine juristische und administrative Ungeheuerlichkeit bezeichnete (vgl. «24 Ore», das angesehene Wirtschaftsorgan, in den Nummern 14 bis 16). Weiterhin ist daran zu erinnern, daß der Staat Hauptaktionär der vier Großbanken und damit praktisch ihr Besitzer ist. Durch die einst vom Faschismus gegründete IRI (Istituzione Ricostruzione Industriale), die damals die Sanierung der Schwerindustrie bezeichnete, besitzt der Staat heute schätzungsweise den dritten Teil der gesamten Großindustrie und die Kontrolle über zahllose Mittelbetriebe, da ja die durchschnittlichen Aktionäre nicht zu den Generalversammlungen der Gesellschaften gehen und in corpore durch die (vom Staat kontrollierten) Banken vertreten werden, wodurch die Minderheitsbeteiligung des Staates maßgeblich wird. Ferner sind enorme Besitzanteile der großen Stromerzeugungsgesellschaften in der Hand des Staates.

Also doch Planwirtschaft samt der damit verknüpften Aufblähung der Bürokratie? Nein. Eigentlich nur das zweite, welches die eigentliche Schwierigkeit des gegenwärtigen, alles Beste in Reden und Absichten anstrebenden Regimes ausmacht. Es besteht gewiß der Wunsch, der Privatinitiative alle Chancen zu geben. Wenn aber beispielsweise die Beschaffung von Import- und Exportlizenzen bei den Behörden so lange währt, daß die Aenderung der Marktlage vielfach bereits das Interesse des gesuchstellenden Unternehmers längst verlagert oder zum Verlöschen gebracht hat, was soll man dazu sagen? Es ist ja bekannt, daß die Administration Eisenhower einen gewissen Abbau der Staatswirtschaft anstrebt, vorbehältlich einiger Lenkung im Hintergrund, ähnlich wie solches in England unter der Tory-Regierung Churchills geschieht und geschehen muß. Ob eine solche Tendenz in Italien vorhanden ist,

wagen wir nicht zu entscheiden. Jedenfalls würde ein Abbau der Bürokratie zu einer weiteren Steigerung der Arbeitslosigkeit zunächst führen, und das wäre recht gefährlich, vor allem deswegen, weil die Einkunftsverhältnisse außerordentlich verschieden und in der Regel so niedrig sind, daß ungemein viele Menschen in Italien gleichzeitig mehrere Berufe ausüben, um genug zu verdienen. Ein einziges Metier ernährt durchschnittlich seinen Mann nicht. Täte es das, gäbe es wohl weniger oder überhaupt keine Arbeitslosigkeit, um so mehr als das italienische Volk — entgegen einer oberflächlichen fable convenue — sehr fleißig und geschickt ist. Bleibt aber dieser ganze ungeheurelle Apparat an Staats-, Halbstaats- und Kommunalbeamten, die durchschnittlich weder vollbeschäftigt noch ausreichend bezahlt sind (obwohl gewisse Kontigente sogar überlastet und manche recht gut honoriert werden), so bleibt immer das Risiko einer gleichgültigen, zudem unsachgemäßen Behandlung aller Traktanden, insbesondere auf wirtschaftlichem Gebiet. Ein bedenkliches Beispiel bietet da besonders die an sich wünschbare Bodenreform, durch die zugunsten unrentabler Zwergbetriebe sehr häufig ausgezeichnet geführte und rentierende Großbetriebe zerschlagen werden, wobei die wünschenswerte Bodenmelioration zu kurz kommt. Es ist eben alles in diesem Staatswesen einigermaßen zwiespältig. Einer gut und redlich angelegten Finanzpolitik steht eine bedenkliche Ausstreuung von Staatsgeldern durch die zahllosen, oben erwähnten und von Don Sturzo gerügten «Enti» entgegen. Die Staatsschuld war durch Radikalmaßnahmen nach dem Krieg sehr zusammengeschrumpft, ist aber heute annähernd wieder auf der Vorkriegshöhe angelangt, wozu kommt, daß sie, im Unterschied zu den damaligen langfristigen Krediten, heute zu wohl vier Fünfteln auf kurz- oder mittelfristigen Krediten bei den dank der IRI vom Staat kontrollierten Banken beruht. Es wird eben auch immer wieder über die Langsamkeit der Staatsmaschine geklagt, was unter anderem mit sich bringt, daß oft Staatskäufe gerade im ungeeignetsten und teuersten Augenblick durchgeführt werden.

Es würde aber gänzlich verfehlt sein, alle diese Schäden einzig der Regierung zur Last zu legen, die in aller Stille in den Nachkriegsjahren Ungeheueres zustandegebracht hat, auch wenn man die amerikanische Hilfe in Rechnung zieht. Die Erbschaft aus der faschistischen Wirtschaft und dem entsetzlichen Krieg war derart, daß man sich wundern darf, was trotz allem wirklich hatte getan werden können und daß Italien, ein seit Jahrhunderten an Folgen geschichtlicher Verhältnisse und Schicksale leidendes Land, heute vergleichsweise eine fast als Blüte und Wohlstand zu bezeichnende Erholung erfährt. Gewiß darbt ein großer Teil des Mittelstands — ob mehr als seit Jahrzehnten, steht dahin —, aber sehr beträchtlichen Unterschichten geht es unvergleichlich besser als seit Jahrhunderten, ungerechnet eine dünne Schicht von sehr, manchmal sogar unermeßlich reichen Leuten. Es gibt eben einige Umstände — wir nennen da besonders die fast unmöglich zu beseitigenden Folgen einer verfehlten Mietpreispolitik, die Bürokratie, die Ueberbevölkerung, den wirtschaftlichen Unterschied zwischen Süden und Norden (der neuerdings linder wird), die Exportschwierigkeiten usw. —, die ständig die empfindlichsten Kreislaufstörungen im Körper des Volksganzen verursachen, Schwierigkeiten, denen sicherlich weder eine Demokratie, noch ein Diktator, vielleicht nicht einmal ein übermenschliches Wesen, binnen kurzen Zeiträumen gewachsen ist.

«Scembergare» Diese vergnügte Wortneubildung soll nachher noch näher erläutert werden. Sie kam uns in Erinnerung, als wir in den Heften der neuen Kunstzeitschrift «sele arte» blätterten, die in ihrer Art

recht gut, aber prinzipiell funktionalistisch, hart, betont maskulin, fortschrittlich, technizistisch, ultramodern, kurz angebunden, zeitrafferisch, nüchtern gemacht sind. Es ist, als ob die weibliche Komponente der Schönheit unterschlagen werden sollte, womit denn die Schönheit selber trotz aller blitzenden Präzisionsarbeit über Bord geht. Das wäre denn also der «Stil» unserer Zeit. Stil kommt ja vom griechischen Stylos, das Stützpfiler und Säule bedeutet. Sind diese tragenden Teile eines Gebäudes durchaus männlich? Das ist noch die Frage. Wollten wir hier mystisch-kosmogonische Untersuchungen anstellen, so kämen wir beinahe zur Feststellung des Gegenteils, daß nämlich die tragenden Teile weiblich sind. Aber es genügt, daran zu erinnern, daß der unbefangene Betrachter die dorische Säule zwar vorzugsweise als männlich, die ionische Säule aber dafür als entschieden weiblich empfindet. Kurzum, wir wollten gesagt haben, daß Stil ohne die weiblich-sensuelle Komponente überhaupt nicht Stil sein kann. Bei aller funktionalistischen Schnittigkeit und Härte ist die genannte Zeitschrift sehr interessant und reichhaltig, gedrängt, auf gutem Papier sauber gedruckt und verschwenderisch illustriert, ein geschickter Querschnitt durch die Kunst unserer Zeit und alles das, was diese Zeit an vergangenen Zeiten interessiert, schließlich verblüffend billig. Ein weiteres Verdienst an ihr ist, daß sie jeder Bevorzugung italienischer Leistung aus dem Wege geht und sich gut europäisch, vielmehr überhaupt mondial, präsentiert. Sie ging offenbar als Lieblingsgedanke des Großindustriellen Adriano Olivetti in die Welt; aber nicht als Reklame für dessen Firma, sondern als Ausdruck seiner Fortschritts- und Gemeinschaftsideen. Was uns an ihr stutzig macht, haben wir ja angedeutet. Sie gewährt einen besonders scharfen Ausblick auf den Enthäutungszustand unseres künstlerischen Schaffens, das eben ein «scembergare» (sprich: schembergare) ist. Was also ist scembergare? Das Wort hat der geistvolle Kritiker und Dichter Giorgio Vigolo in einem Musikartikel «Furore e Dolcezza» («Il Mondo» V, 2) erfunden. Es kommt einfach von Arnold Schönberg her. Vigolo schlägt angesichts der frauen- und sinnenfeindlichen (ohrfeindlichen) Musik unserer Tage lächelnd vor, nicht mehr von Musizieren, sondern ganz einfach von Scembergare zu sprechen. Und wir denken uns den Ausdruck auf das ganze skelettierte, antisensuelle, antiromantische, fanatische, dem Ewigweiblichen unfreundlich gesinnte Kunstschaßen der Gegenwart angewendet, eingedenk der Tatsache, daß Schönberg selber als Maler begonnen und sogleich auch Bilder gemalt hat, welche die Schönheit offenbar in der Härte und Kahlheit des Todes suchen. Man ist versucht, zu sagen, daß Schönberg eigentlich hätte Kahlenberg heißen müssen. Sollten wir es uns nicht endlich eingestehen, daß es uns etwa auf dem Kahlenberg des sinnenfremden Purismus gar nicht wohl ist, während uns die bei aller Gespenstigkeit so sinnenfrohe und naturnahe Musik eines Mussorgski, die «Nacht auf dem Kahlenberg» benannt ist, weit unmittelbarer anspricht als das asketische «Kahlenbergern» unserer Kunst auf der ganzen Linie?

Rolf Schott

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

**Sartres
Koexistentialismus** Wenn politische Diskussionen die literarische Welt erregen und die politische kalt lassen, befinden sich beide bestenfalls in einer Sackgasse, schlimmstenfalls in einem Sumpf. Als ein neuer Münchhausen, der sich an seinem Zopf aus dem Brei seiner Ratlosigkeit herausturnt und seinem Freunde Camus gramvoll nach-

trägt, nicht in den einladenden Abgrund des Vulgar-Marxismus wie Sisyphus hinabzupurzeln, liefert Sartre literarisch-politischen Diskussionen in französischen Zeitschriften seit dem Mai Stoff zur Polemik. Die letzten Antworten sind im Januar erschienen und werden nicht die letzten sein. Denn die Kontroverse Sartre-Camus stellt die intellektuelle Linke Frankreichs vor moralische Entscheidungen, die täglich dringender werden. Die eine Frage lautet: darf der Denker Argumente gebrauchen, die parteipolitisch nachträglich wirken; die zweite: darf ein Künstler, wie Picasso, ein Philosoph, wie Sartre, für ein politisches Regime werben, das jene Kunst verachtet, diese Philosophie verflucht; dasjenem im Falle des Falles die Lebensmittelkarten, diesem die Schreiberlaubnis entziehen würde? Sind Kunst und Denken Spielereien, die sich von der menschlichen Existenz trennen lassen, so daß der Künstler-Denker zwar nichts anderes produzieren will als das, was, unter bestimmten Umständen, mit dem Tode gesühnt wird, er aber, außerhalb seiner Berufung, gleichzeitig für den Sieg dieser Umstände wirbt? Was ist in beiden Fällen dubioser: das Werk, das solche Extravaganzen duldet, oder die Politik, die auch mit ihnen kalkuliert? Die erste Frage ist zu umfassend, um in diesem Rahmen behandelt zu werden; die zweite wird von der Polemik Sartres selbst beantwortet. Denn was man von einem originellen Künstler und einem interessanten Denker erwarten durfte, bleiben seine Beiträge in den *Temps Modernes* seit Jahr und Tag schuldig: ein *eigenes* Wort zum Problem und zur inneren Krise des Bolschewismus. Daß selbst Sartre nichts Neues bringt, liegt an ihm selbst. Auch der dezidierteste Gegner des Bolschewismus könnte seinem neuesten Mitläufer gehaltvollere Argumente zur Verfügung stellen, als die der Substanz nach banale, der Form nach brillante Apologie enthält, mit der Sartre das Problem zu lösen sucht, sich so gleichzuschalten, daß ihn die Feinde von gestern tolerieren, und so viele Vorbehalte einzuflechten, daß er den Schein des Eigenbrötlers wahren kann.

Das Material zur Diskussion der *Temps Modernes* bilden folgende Beiträge: Die Kritik, die François Jeanson im Maiheft am *Homme révolté* von Camus übte; der Brief von Camus an Sartre im Augustheft, in dem man auch die Repliken von Sartre und Jeanson findet; der Artikel *Les Communistes et la Paix* von Sartre, erschienen in Fortsetzungen in den Juli-, Oktober- und Novemberheften. Dazu ältere Glossen von Sartre — auf die er sich beruft — da er in ihnen, schon vor David Rousset, von den russischen KZ gesprochen hatte. Gesprochen? Sagen wir lieber die Stirne gerunzelt. Ueber die Lager? Ueber ihre Ankläger, die der «Rechten» Waffen gegen den Bolschewismus geliefert hätten. Aber stammen diese Waffen nicht vom Bolschewismus selbst? Dann hätte er doch seinen Gegnern gegen sich Argumente geliefert? Gewiß, aber nur, wenn der Gegner von ihnen Gebrauch macht. Also nicht die Lager, sondern ihre Erwähnung gibt Sartre zu Besorgnissen für den Frieden Anlaß.

Die Diskussion zwischen Camus und Sartre wirkt am erstaunlichsten durch das schwere Geschütz der Argumente, das gegen Selbstverständlichkeiten aufgefahren wird und daher nicht einmal ihnen etwas antut. Die französische «Linke» ist auf dem Gebiet ihrer regsten Wirksamkeit um Jahrzehnte hinter der dialektischen Erfahrung zurückgeblieben und leistet ihren einzigen wertvollen Beitrag mit der Verzweiflung, von der sie erfaßt wird. Diese Verzweiflung ist furchtbar und deshalb hat der Bolschewismus sie gefürchtet. Denn wie die Angst hellhörig macht, so reizt die Verzweiflung zur Rettung. Uebersetzungen aus dem kleinen philosophischen Lexikon der (sogenannten)

Sowjetunion in *Preuves* (18, 22) zeigen deutlich, daß das radikale Nein des Existentialismus von Kierkegaard bis Sartre zum bloß Bestehenden; die volle Bejahung der Willensfreiheit und der Primat des Ich dem Bolschewismus ein Greuel sind. Aber wie könnte er verstehen, daß die Verzweiflung, die er selber gesät hat, im Sturm, aber auch im hohlen Wind dieser Bewegung aufgegangen ist? Georg Lukacs hat in *Sinn und Form* (III, 4) gefragt, «wozu braucht die Bourgeoisie die Verzweiflung?» Nun, man kann sich denken: zum Imperialismus, Faschismus, zur Aggression, zur Passivität der Völker, zur Leichtgläubigkeit. Aber gibt nicht die Tatsache, daß sich alles dies, zur Potenz erhoben, beim Bolschewismus wieder findet, der existentialistischen Verzweiflung neue Nahrung? Und könnte die Verzweiflung nicht auch einen Ausweg aus den zermalmenden Alternativen finden, die ein dürftiges Denken konstruiert hat?

Nichts wirkt in Sartres politischen Artikeln deprimierender als die Blindheit eines in vielen Dingen scharf- und umsichtigen Denkers, einen Ausweg aus der Zwickmühle der Gegenwart zu sehen. Ihn stört es nicht, seit Jahren der ideologische Feind Nr. 1 des Bolschewismus zu sein, wenn er nur nicht von der «Rechten» beifällig zitiert wird, wie Camus und wie die anderen Indiskreten des konzentrationären Sozialzarisimus. Was für ein vieux jeu diese Einteilung der Welt in Rechts und Links geworden ist, hat Sartre im Räderwerk verschlafen. *Camus* protestiert dagegen, daß jede Kritik des Marxismus mit dem Verrufzeichen «rechts» stigmatisiert, also verdächtigt, nicht beantwortet wird; als ob es bei Marx und Engels nicht genug Selbstkritik, Widerufe, Fehlprognosen und Warnungen vor Dogmatisierung ihrer ökonomischen Theorien gäbe! Als ob Camus schon ein Held wäre, wenn er, kühn dem Terror trotzend, sich zu dem, was ihm Wahrheit dünkt, bekennt, selbst wenn sie auf der Rechten Partner hätte. Grade diese falsche Grenzziehung ist es ja, welche die eine Seite zwingt eine «sowjetische» Biologie zu proklamieren, während die andere noch seriös genug ist, mit keiner demokratischen Kolloidforschung zu prahlten.

Diese Furcht eines «Linken» neben seinem linken Nachbarn zum rechten zu werden, hat Sartre in den Bolschewismus geworfen: Beispiel einer nicht gerade ruhmvollen Angst vor dem Nichts, als Einzelgänger in einer kollektivierten und durchorganisierten Meinungswelt verlorenzugehen. Welch ein Absturz von Victor Hugo, Zola, Maurras, aber auch von Marx und Lenin: alles Männer des Mutes, als Außenseiter übergegangen zu werden. Ich glaube, daß dieses *Unbehagen am Nonkonformismus* mehr zur Gleichschaltung Sartres beigetragen hat als ein primäres Unvermögen, die sozialistisch-bolschewistische Problemwelt zu durchdenken; aber wenn einmal das Es willig geworden ist, wird das Ueber-Ich schwach.

Infolgedessen fällt es der Kritik nicht schwer, die schwachen Positionen Sartres fortzublasen, vor allem seine kindisch-altmodischen Glorifizierungen der bolschewistischen Partei als Partei «des» Proletariats. Thierry Maulnier in *Table Ronde* (59, 60), Jacques Carat in *Preuves* (18, 20) haben elegant und überlegen, Marceau Pivert in der *Revue Socialiste* (63) auf der guten Basis eines antibolschewistischen und antiliterarischen Sozialismus diese Argumente zerstückelt. Daß Sartre, wie Mounier und Béguin, die französische bolschewistische Partei als Partei der Armen und Deklassierten nicht sich selbst überlassen will, beruht an sich auf einem humanitären Motiv; aber ist diese Partei nicht noch immer die Partei einer Minderheit von Arbeitern, die Partei einer beispiellosen Diktatur über die Arbeiter, nach dreißigjähriger unumschränkter Herrschaft in Rußland. Wenn Sartre sich von diesem Argu-

ment leiten ließe, dann müßte er in England mit Labour gehen, in Norwegen und Schweden mit der Sozialdemokratie, in Deutschland mit Schumacher, vorher mit Hitler, in Argentinien mit Péron, in Amerika mit Eisenhower oder Truman, und in Frankreich? Nach dem Institut français de l'opinion publique, dessen Erforschung die sehr «linke» Wochenschrift *Observateur* als Wegweiser gelten läßt, wählt nur eine Minderheit der französischen Arbeiter bolschewistisch; ja selbst in der französischen bolschewistischen Partei stellt sie nur 38 % der Wähler, in fünf anderen Parteien 9-21 %. Wenn also Pascal verschiedene Wahrheiten diesseits und jenseits der Pyrenäen gelten läßt, so würde das Café de Flore sozusagen der ökonomische Unterbau des Koexistentialismus sein, und dessen Argumente wären weniger ein Denkprodukt als eine Folge des Wohnorts, also geographisch auswechselbar.

In Frankreich ist seit David Rousset das Sklavenlager des Sozialzarismus zum Anstoß des Literaturbolschewismus geworden. Sartre wagt nicht seine Existenz zu leugnen, und in der Tat widmet er ihr in den rund 150 Seiten seiner drei Artikel immerhin 1 (eine) Zeile, um in den anschließenden 68 Zeilen sich mit der unfairen Art, wie sie aus dem fernsten Sibirien in Pariser Gespräche gezerrt werden, auseinanderzusetzen. Ja, diese Alkovengeheimnisse der Fünfjahresplaner sollen besser nicht zur Illustration des *Etre et du Néant* verwendet werden, es bliebe sonst nichts vom être übrig. Aber ist es nicht das schlechte Gewissen des neuen Mitläufers, wenn durch ihn, wie Maulnier mit maliziösem Lächeln bemerkt, «les responsables des camps, et ceux qui protestent contre les camps, sont renvoyés dos à dos». Immerhin waren die Sklavenlager vor dem Kriege nicht ganz so bekannt, wie der Mitarbeiter der *Table Ronde* annimmt; und es ist ungewiß, ob er Trotzki und Lenin als ihre Gründer nennen würde. Aber so recht er hat, die lauteste Anprangerung dieser Ungeheuerlichkeit von Sartre zu verlangen, so lebt er doch noch in der Illusion, die bolschewistische Sklavenwirtschaft könne propagandistisch gezwungen werden, sich in eine Wirtschaft ohne Sklavenhaltung zu verwandeln. Diese Unkenntnis liegt dem ganzen Disput zugrunde. Man kann auf Sartres Ratlosigkeit in dieser Frage nur mit einer Kritik der Frage antworten. Bis zu diesem Punkt reicht die Kompetenz seiner Gegner aber nicht.

Daher reagieren sie denn auf die Bereitschaft der *Temps Modernes*, den Bolschewismus als conditio sine qua non des Endheils gelten zu lassen, fast sprachlos vor Ueberraschung: François Jeanson will dem Stalinismus den Charakter einer authentischen Revolution keineswegs zusprechen; aber da möglicherweise die *révolution authentique* sich als *pure chimère* erweisen wird, ja was dann? Dann offenbar lieber eine authentische Konterrevolution mit marxschem Aushängeschild als einen Ausweg aus dieser Geschichtsparadoxie. Solange man nicht versteht, daß Bolschewismus und Zwangsarbeit so untrennbar zusammengehören wie Kapitalismus und Profit, kann man verstehen, daß Jeanson einfach sein Ignoramus bekennt, ob alle diese Versionen nicht der notwendige Weg zu einer humaneren Ordnung sein könnten, womit er, nach Sartre, das noch größeren Ignoramus von Maurice Merleau-Ponty sich zu eigen macht, der in *Humanisme et Terreur* geschrieben hatte: «Le chemin qui nous paraît sinueux apparaîtra peut-être quand les temps seront révolus, et quand l'histoire totale sera révélée, comme le seul possible et a fortiori comme le plus court qui fût.» Plus court wäre es wohl gewesen, wenn Sartre sich gleich zum Heil der *Mains sales* bekannt hätte.

Ob das heute noch dem Verfasser der klassischen *Réflexions sur la Question juive* möglich ist? Wir werden vielleicht im Laufe des Jahres aus den

Temps modernes erfahren, ob er den Antisemitismus noch immer als Verschleierung als *bourgeoise* und mystische Darstellung des Klassenkampfes ansieht (das ist die sozialistische Definition seit Bebel); oder ob er «die Schande unserer widerwilligen Mitschuld mit den Antisemiten, die uns zu Henkern gemacht haben», wie er in diesem Buch schrieb, diesmal, schweigend, als ihr Kampfgefährte auf sich nehmen will.

Eine Voßler-Fälschung? Fritz Wahl, der als Kenner Spaniens keines weiteren Attributs bedarf, bringt in der *Deutschen Rundschau* (12) erhebliche Argumente vor, das postume Buch Karl Voßlers *Spanien und Europa* als apokryph zu erweisen. Es ist zwei Jahre nach Voßlers Tod erschienen, wurde aber vorher schon spanisch vom staatlichen Institut für politische Studien (Instituto de Estudios Políticos) veröffentlicht. Wahl hält nur die ersten und die letzten dreißig Seiten des 200 Seiten starken Bandes für authentisch. Den Schluß bildet eine nachgelassene unvollendete Studie Voßlers, deren Titel «Spanien und Europa» über das ganze Buch gesetzt wurde. Auch ein angehängter Zeitschriftenbeitrag aus dem Jahre 1930 ist zweifellos echt. Aber schon diese Zusammenstellung macht es deutlich, daß man sich kein abgeschlossenes und zusammenhängendes Manuskript als Vorlage des Buches denken kann.

Zwischen diesen je 30 Seiten findet Wahl vieles, was Voßler zuzuschreiben er schwerste Bedenken hat. Das Goldene Zeitalter, das Voßler wiederholt behandelt hat, wird um ein Jahrhundert vorverlegt. Die Inquisition wird an mehreren Stellen des Buches gerechtfertigt, ganz im Gegensatz zur Auffassung, die wir in Voßlers letztem Buch, über Fray Luis de Leon, finden. In ihm war der geistige Mensch, der durch jene Zeiten hindurchging, das Symbol des gegenwärtigen Menschen der die Inquisition des Nazismus passierte. Oft zitiert wurde der Satz: «Was wir aber in den eisernen Zeiten, die wir heute durchleben, am meisten an ihm zu bewundern und zu verehren haben, ist, daß er ohne Panzer, ohne Schwert, ohne Blut zu vergießen, sein Rittertum übte. Er scheute sich nicht, die Richter der Inquisition, die das weltliche Schwert mit Ausdrücken christlicher Milde zur Vollstreckung von Todesstrafen aufriefen, als Heuchler zu brandmarken.»

In der posthumen Schrift wird dagegen die Inquisition gerühmt, ja geradezu als Sittenrichterin über Heuchler gefeiert. Ihre Hauptaufgabe wäre die Ueberwachung der Neuchristen gewesen, die, um im Lande bleiben zu dürfen, sich zum Schein taufen ließen, aber insgeheim dem alten Glauben anhingen. Diese unter Terror zur Heuchelei Gezwungenen soll Voßler als Heuchler bezeichnet haben, weil sie ihr eigenes Gewissen unterdrückten, indem sie äußerlich Christen wurden, ohne es innerlich zu sein. Und diesen «Gewissenszwang bekämpfte sie (die Inquisition) auf ihre Weise mit besonderem Eifer» — indem sie nämlich die «Gewissenlosen» gewissenhaft verbrannte! Da man das Urteil über Voßler umkehren müßte, wenn er sich wirklich zum Advokaten, und wie ungeschickt, dieser Institution gemacht hätte, wird man vom Verlag Kösel Aufklärung erwarten dürfen, wie es um diese Publikation bestellt ist, für die die Witwe Voßlers die Verantwortung trägt.

Kurze Chronik Deutschlands wachsendes Interesse am Geschichtlichen wird durch die Publikation von neuen Zeitschriften für Zeit- und Weltgeschichte bewiesen. Die altberühmte *Historische Zeitschrift* läßt Raum für Publikationen verwandter Richtung. Mit dem Blick auf das Uni-

versalgeschichtliche stellt *Saeculum* (Verlag Karl Alber, Freiburg) seinen Mitarbeitern die besondere Aufgabe in der Einzelstudie den Zusammenhang mit der ganzen Menschheitsgeschichte aufrechtzuerhalten. Die drei Hefte für 1953 (das vierte steht noch aus) haben eine Reihe bedeutender Studien geboten, wie über den Gegenstand der Geschichte, die Ur- und Vorgeschichte Chinas, die Hochfinanz und der moderne Staat, Sinn und Formen religiöser Kunst, die Rechtsidee in der chinesischen Geschichte usw. Das letzte Heft ist als spanische Sondernummer mit acht Beiträgen spanischer Mitarbeiter erschienen.

Von den neuen *Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte* der Deutschen Verlagsanstalt darf man sagen, daß sie einem geistigen und politischen Bedürfnis zu dienen haben, das einer eigenen Zeitschrift dringend bedarf. Als Herausgeber zeichnen *Hans Rothfels* und *Theodor Eschenburg*. Die erste Nummer behandelt folgende Themen: Reichswehr und Rote Armee; das Dritte Reich und die Westmächte auf dem Balkan; Rommel und der deutsche Widerstand gegen Hitler; zur Ermordung Schleichers. Die eigentlichen weltpolitischen Themen sind also noch kaum berührt, und es wird von der Einsicht der Herausgeber abhängen, daß das Problem der Zeitgeschichte richtig datiert wird — vielleicht mit 1890 — und alle wesentlichen Auffassungen zu Worte kommen. — Im Verlag Kohlhammer erscheint *Die Welt als Geschichte*, in der ein wie immer sehr wesentlicher Beitrag von Professor Wolfram von den Steinen zu verzeichnen ist.

Carl J. Burckhardt veröffentlicht in der *Außenpolitik* (1) Betrachtungen bei der Lektüre von Churchills Memoiren. Der Historiker, Psychologe und Sprachkenner kommt zu einem wie immer meisterhaft formulierten Urteil, das mit den Worten schließt: «Aus ihnen (den Memoiren) spricht eine Persönlichkeit, eine Kraft, ein Temperament, die jene nachdenklich stimmen muß, welche jede geschichtliche Gestalt nur als Funktion soziologischer und materieller Umstände erklären wollen; sie müßten nämlich die Konsequenz ziehen und zugeben, daß die Umstände, welche das Werden eines Churchills ermöglicht haben, erstrebenswerte und der Erhaltung würdige Umstände waren.» — Der Festbeitrag von Burckhardt zu *Rudolf Alexander Schröders* 75. Geburtstag, aus dem die «Diskussionen» des letzten Heftes einige Stellen als Vorabdruck brachten, sind inzwischen im Februarheft des *Merkur (Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken)* erschienen. *Felix Stössinger*